

Die Zirbe in den Salzburger Hohen Tauern

Von Jaro Podhorsky, Salzburg

Die Zirbe — *Pinus cembra* L. —, welche mit der Fichte und einigen anderen Pflanzenarten schon während der Eiszeit in Europas Alpen aus Sibirien einwanderte bzw. sich dort als eigene Rasse entwickelte, hat sich zum Unterschied von dieser nur in höheren Lagen erhalten; sie gilt uns als der Wetterbaum, als Pionier im Bereiche der Gletscher, der stets feuchten Höhenluft, als „Königin des Alpenwaldes“. Die Dauerhaftigkeit und Schönheit ihres Holzes machte sie berühmt und gesucht, dessen großer Harzgehalt aber auch empfänglich für Feuerbrand, doch — wegen der größeren Feinheit¹⁾ als bei der Fichte — auch begehrt von den Baumfällern, die das duftende Harz als „Tschik“ — heute würde man sagen: an Stelle von Kaugummi —, tatsächlich aber als Ersatz für die Tabakspfeife (die erst nach „Schichtlassen“ zu ihrem Rechte kam), zu kauen pflegten.

Trotz ihrer meist schwer erreichbaren Höhenvorkommen mußte unsere „poetisch verklärte“ Königin — Hegi nennt sie auch „die Zeder unserer Berge“ — schon im Mittelalter, zusammen mit Fichte, Tanne, Kiefer, schwere Aderlässe über sich ergehen lassen, die ihre Bestände in den gesamten Alpen, wenn auch in verschiedenen Ausmaßen, verminderten und ihrer einstigen Zusammenhänge beraubten. So sollen, nach Hegi, noch im 18. Jahrhundert für die Saline in Hallein jährlich 240 000 Klafter als Sudholz verbraucht worden sein, weiter in den Salinen des Salzkammergutes 160 000 Klafter Zirbenholz. Daß dazumal die österreichischen Bergwälder zur Deckung des ungeheuren Salinenholzbedarfs im allgemeinen längst nicht mehr ausreichten (trotz riesiger Kahlschläge), beweist auch die Tatsache der Verfrachtung ebenfalls großer Mengen von schweizerischem Aushilfsholz aus dem zirbenreichen Engadin auf dem Inn nach der Saline von Hall in Tirol.

Später war es die Modesucht, der vor allem die Südtiroler Zirben ihren Tribut zollen mußten: Zirbenmöbel waren auf einmal in aller Welt sehr beliebt, teils wegen ihrer schönen Holzfarbe, Maserung und des feinen Geruches wegen; ganze Häuser (Villen) wurden aus Zirbenholz gebaut.

Heute ist die Nachfrage nach unserer Holzart nur mehr gering zu nennen, doch ist die Gefahr ihres allmählichen Rückganges schon deshalb nicht zu unterschätzen, weil sie nur selten „nachgeforstet“ (wieder aufgeforstet) wird, ganz im Gegensatz zum heutigen Allerweltnutzbaum, der „Herrin des gemäßigten Klimas“ — der Fichte. Es wäre besonders Sache der Staatsforstverwaltungen, sich ihrer rechtzeitig anzunehmen, so z. B. bei Ausbau von Wasserkraftwerken im Gebirge, wodurch dem mißhandelten Landschaftsbild wieder sein ursprüngliches Gepräge — wo möglich — zurückgegeben werden könnte.

¹⁾ „Größere Feinheit“ (des Zirbenharzes): d. i. mindestens nach dem Geschmack der es kauenden Holzfäller!



J. Podhorsky
1922

Kandelaber-Zirbe (etwa 1900 m ü. M.) Unteres Wildgerlos-Tal

Die sog. disjunkte heutige Verbreitung der Zirbe kommt in besonders auffälliger Weise in den nördlichen Hohen Tauern zum Ausdruck: Von den 14 Tauertälern des Pinzgaus, welche, mit Ausnahme des Gerlostales, sämtlich in die Salzach münden, ist je die Hälfte von ihr bestockt (wenn auch in meist nicht zusammenhängenden oder reinen Beständen) bzw. ohne Zirben. Zu den ersteren gehören: das Tal der Wilden Gerlos (fließt westwärts zum tirolischen Zillertal) das Krimmler Achental, das Obersulzbachtal, dann die Ammertaler Öd im Felbertal, das Stubachtal (ohne die Dorferöd), ferner, nach Überspringung des Kapruner- und Fuschertales, das Hüttwinkeltal in der Rauris mit der Krumml (fehlt sehr wahrscheinlich dem Seidlwinkeltal) und schließlich das Gasteinertal (Anlauf-, Kötschachtal, Radhaus- und Goldberg). Von den übrigen 7 Pinzgauer Tauertälern (einschließlich des Kleinarltales) ist es nicht ausgeschlossen, daß das Hollersbach- (auf der „Achsel“?) und Großartal vereinzelt Zirben aufweisen könnten. Mehr oder weniger vereinzelt Zirbenvorkommen kennzeichnen anschließend die Niederen Tauern (Radstätter und Schladminger Tauern) sowie fast alle Seitentäler der Mur im Lungau (siehe Karte).

Die bayerisch-österreichischen Kalkalpen besitzen noch einige schöne und ziemlich unberührte Zirbenrefugien, die sich wohl nur wegen ihrer großen Entlegenheit und schwierigen Holzauslieferung, z. T. auch als reine oder gemischte Bestände, erhalten konnten. Schon A. Sauter (um 1880) bedauerte den auffallenden Rückgang in diesem Gebiet. Soweit ich unterrichtet bin, kommt heute noch, nach Angaben meines Neffen Cesar Bresgen, Komponist und Professor am Mozarteum in Salzburg, folgenden Standorten größere Bedeutung zu: Reit- (vulgo „Reiter“-) Alpe: Roßgasse, um den Weitschartenkopf bis zum „Am Lauf“. — Steinernes Meer: Funtenseegebiet (Feldgraben; zwischen Viehkogel, Schneiber, Hirschwies, bayrisch); oberster Diesbachgraben (österreichisch) mit gleichmäßigen Mischbeständen von Zirbe und Lärche; Trischüblalpe (mit einzelnen Bäumen). — Hagengebirge (österreichisch): von der See- und Hiefelalm gegen Tristkopf (reiches Zirbenvorkommen!), wahrscheinlich auch weiterhin auf diesem stark welligen (kupierten) Karstboden vereinzelt anzutreffen. — Tennen- gebirge: anscheinend zirbenleer²⁾. — Dachsteingruppe (Südhänge): selten (Donnerkogeln?). Verf. sah eine einzige, und zwar Krüppelzirbe, unter dem Hauptstock bei etwa 1800 m — allerdings wohl ein Zeichen früherer größerer Verbreitung: So stehen noch — laut Mitteilung der Bundesforstverwaltung Eben — eine sehr alte Zirbe in der Hachau (1150 m, jetzt unter Naturschutz) sowie mehrere Einzelzirben zwischen Lärchen und Latschen längs des „Linzer Weges“, noch auf Salzburger Boden. Im anschließenden oberösterreichischen Dachsteingebiet ist unser Baum nur mehr südlich des Hallstätter Sees, und zwar in 1500 bis 1900 m Seehöhe in sehr räumlichem Bestande und vereinzelt erhalten. Sein nördlichstes Vorkommen im ober- österreichischen Salzkammergut dürfte wohl östlich von Goisern liegen, jedoch gleichfalls nur aus einzelnen Exemplaren bestehend.

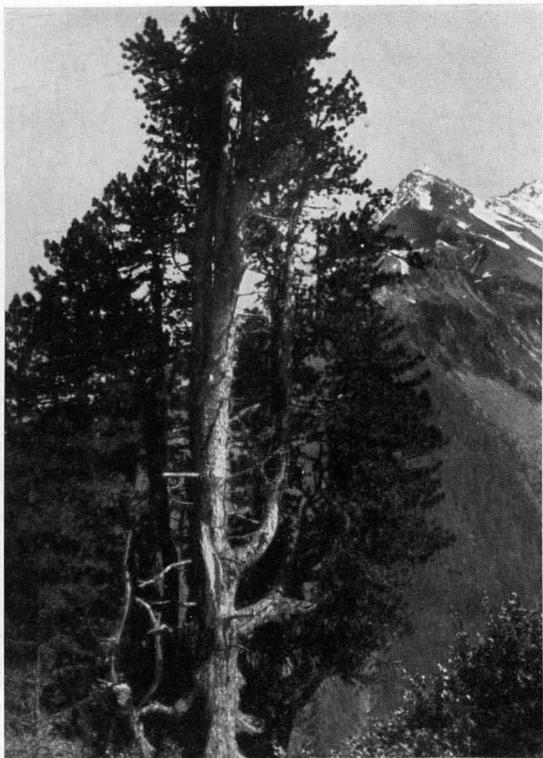
Die in diesen Kalkalpen erhaltenen Reste sind, wenn auch nicht gesetzlich, so doch vorwiegend, soweit sie sich in Staats- (Bundes-) Forstbesitz befinden, durch die bezüg-

²⁾ Gegenteilige Angaben A. Ginzbergers, zit. von F. v. Vierhapper (Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins, 1916), bedürfen wohl der Nachprüfung.



*Kandelaber-Zirbe auf 1650 m auf der
Gasteg-Alm (Stubachtal), gegen Hoch-
eiser und Hinterstuba*

Fot. J. Podborsky, Salzburg



*Dieselbe Zirbe gegen die „Teufelsmühle“,
die wegen ihres ständigen Steinschlags so
genannt wird*

Fot. J. Podborsky, Salzburg



Fot. J. Podborsky, Salzburg

Dieselbe Zirbe; untere Stammartie mit zahlreichen, stammdicken Kandelaberästen

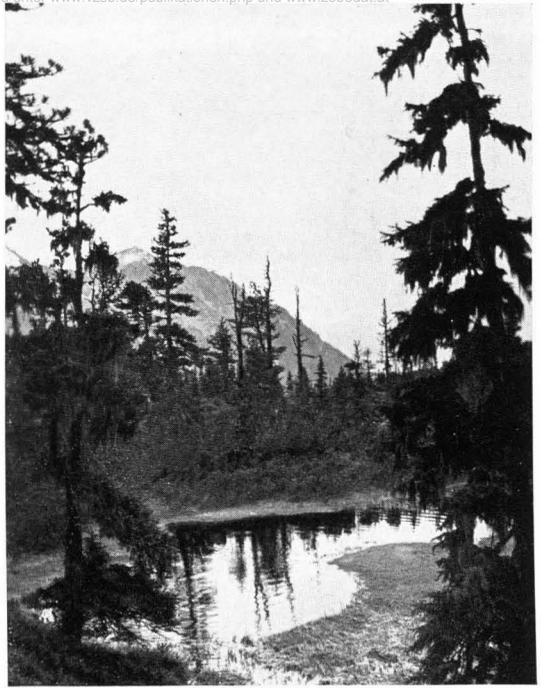


Fot. J. Podborsky, Salzburg

Stammanlauf der Gasteg-Alm-Kandelaber-Zirbe mit den noch scharf hervortretenden „Pechkerben“ zur Gewinnung des duftenden Zirbenharzes, des „Tschik“ der Holzknechte

Zopfdürre „Altzirben“ im Fichten-Latschen-Zirben-Mischwald auf der „Wiege“ mit offener „Lacke“

Fot. Bruno Kerstner, Salzburg



Fot. A. Pech, Zwiesel (Bayer. Wald)

Geschlossener Zirben-Hochwald am Rande einer der „Wiegen-Lacken“ (verlandende Mooreseen) ca. 1750 m



Fot. J. Podborsky, Salzburg

Verlandungs-(Übergangs-)Moor, zum Teil noch mit offenem Wasser, mit Zirbenhochwald-Besäumung, auf der „Wiege“, 1740 m ü. M. — gegen die Hohen Tauern (Mitte: Kleiner Eiser, rechts: Spreng-Kogel). — Hochwild-Sublplatz



„Hauszirbe“ mit 5 Hauptstämmen im Hofe eines großen Gasthauses in Bruck im Pinzgau, gegen 20 m hoch; Alter 300 bis 400 Jahre

Fot. Th. Stasny, Bruck a. d. Glocknerstraße

lichen Forstverwaltungen unter Schutz gestellt worden. Nachgepflanzt scheint die Zirbe jedoch — leider! — auch in diesen Staatswäldungen nirgends mehr zu werden!

Der Vollständigkeit halber sei noch auf das ziemlich ausgedehnte, wenn auch nur als „Wyt“-Weide anzusprechende Zirbenareal in den den Tauern unmittelbar vorliegenden **K i t z b ü h e l e r G r ü n s c h i e f e r - A l p e n** (Silur-Grauwacke) hingewiesen, das sich mit seiner lockeren Bestockung am ehesten mit den Zirbenbeständen des schweizerischen (Engadiner) Nationalparkes vergleichen läßt. Dieses Areal reicht heute aber nur vom Salzachursprung östlich (auf Salzburger Boden) bis fast zum Paß Thurn, hatte voreinst jedoch sicher eine weitere Ausdehnung; der ober Niedernsill bis 2215 m aufragende „Zirmkogel“, heute völlig frei von Zirben, deutet darauf hin.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß seinerzeit auch der Gipfel von Zirben umkleidet war: so wird die Steilkuppe des 1854 m hohen „Hönigkogels“ bei Bruck im Pinzgau heute noch von einem dichten alten Fichtenwald bedeckt, obwohl dieser Berg — ein Ausläufer des Hundsteins, 2116 m — im Vergleich zum Zirbenkogel mehr oder weniger isoliert steht. A. Sauter sagt, die in Salzburg derzeit bis höchstens 1900 m steigende Zirbe müsse früher bis mindestens 2000 m hinauf vorgekommen sein. — Heute scheint sie übrigens auch im abgelegenen Lungau kaum mehr die 2100-m-Grenze zu erreichen, wohl vielleicht hie und da vereinzelt, dann aber eben als Beweis für ihr früher höheres, geschlosseneres Areal.

Die untere Zirbengrenze in den Hohen (und Niederen) Tauern von Salzburg wird — begreiflicherweise — verschieden angegeben; mit Fichte u. a. gemischt, geht sie im Stubachtal bis 1250 m herab. Maßgebend sind vor allem die Feuchtigkeitsverhältnisse der Luft. Daß sie auch in noch tieferen Lagen sich wohl fühlen und geeigneten Orts selbst in (Misch-)Beständen halten könnte, zeigen die heute noch vorhandenen Pinzgauer „Haus“-Zirben, von denen noch später die Rede sein soll.

Was nun die Pinzgauer Täler der Hohen Tauern betrifft bzw. die Frage nach der Ursache der dortigen merkwürdigen Arealverteilung, so lassen sich darüber nur Vermutungen anstellen. Zweifellos hat die Zirbe in alle 14 Talgebiete seinerzeit Eingang gefunden. Nun wird bekanntlich aber der Nordfuß der Salzburger Tauern von einem von West nach Ost an Breite zunehmenden Streifen mesozoischen Radstätter Kalkes und Radstätter Schiefers durchzogen, der im Westen — von Mittersill salzachaufwärts — nicht mehr zutage tritt. An der (Landes-)Ostgrenze bildet der Radstätter Kalk dagegen den Hauptteil des Gebirges (Nordseite), die Zirbe setzt sich in den Niederen Tauern aber noch weiter ins Steirische fort.

Diese Kalkzone wurde im Laufe der Gletschervorstöße nun gerade am Ausgange jener Täler durchbrochen, „weggeräumt“, der Talboden dadurch bis zur Mündung in die Salzach ausnivelliert, in denen heute die Zirbe fehlt. Die Vermutung liegt daher nahe, die dadurch bedingte leichtere Ausbringbarkeit des Holzes habe die Zirbenjäger veranlaßt, diese bequemen Täler zur Nutzung heranzuziehen. Man brauchte ja wohl auch längeres, sog. Bauholz, das bei der Trift durch die Klammern, Schluchten („Struben“) der übrigen Täler und über deren hohe Wasserfälle sich aber zu bloßem Sud- (Brenn-) Holz zerschunden hätte; und sicher war auch damals

das Zirbenholz — besonders wegen seiner großen Haltbarkeit — wertvoller (und auch seltener) als das übrige Nadelholz. Nur wenige Seitentäler solcher heute zirbenfreier Tauerntäler blieben, wohl wegen ihrer großen Abgelegenheit, verschont: Ammertaleröd, Wilde Gerlos. — Andererseits mag unseren Baum auch seine ökologische Vorliebe für Schluchtränder und -inhänge, See- und Moorufer, ausgesetzte Felsrippen, soweit sie nur in tiefen Lagen hohe Luftfeuchtigkeit genießen, also über stäubenden Wasserfällen (daher der Name „Stubach“ = stäubende Ache) und Bachschnellen, immer aber lichtbedürftig, an solche Örtlichkeiten gebannt haben, wie sie eben nicht in allen Tauern-tälern in genügender Ausprägung zu finden waren. Freilich entwickelte er sich an solchen Stellen meist nur in lockerem, vielfach unterbrochenem Kettenwuchs, von Latschen unterbaut, mit Wetterlärchen oder -fichten untermischt. Aber gerade dort schuf die Natur die schönsten, wildromantischen Vegetationsbilder, die uns glücklicher-weise fast überall noch in ihrer Urform und -kraft erhalten sind.

Doch auch die größere Feuchtigkeit der Luft allein vermag die „Zirm“ (nach A. Sauter im Pinzgau auch „Zurm“), auf steilen Bergstürzen von oft haushohen Granitfelstrümmern übersät, über die hinweg nur die Gemse oder der Steinbock den Sprung wagen könnte, zu großartigster Entfaltung zu bringen: so in unvergeßlicher Wildheit im „Märchenwald“ (Adolf v. Guttenberg, örtlicher Name: Glanzwald), der Weitenau (Ammertaler Öd), wo „Stelzen“-Zirben mit mehrere Meter langen Wurzeln von ihren Hochsitzen (ehemalige, inzwischen vermoderte Baumstöcke) aus senkrecht hinab den Nährboden aufgesucht haben. Dort scheinen sie fast nur von Licht und Nebel zu leben; da das Tal aber sehr eng ist, erreichen sie — auch mangels genügender Bodennahrung — selten größere Baumhöhen und -stärken; ihr Habitus, ihre unglaubliche „Waghalsigkeit“ in solcher Steinwüste erinnern sehr an die vielleicht noch phantastischeren Vegetationserscheinungen der Korsischen Kiefer (*Pinus Laricio Poir.*) im Granitgebirge Korsikas!

Im Gewirr der Blockhalden des „Märchenwaldes“ finden sich alle Altersklassen in regelloser, plenterwaldartiger Mischung, so daß jedes aufkommende Bäumchen seinen Teil an der Atmosphäre hat, ohne dem anderen (jüngeren) zu nahe zu kommen. Hier kommt es daher auch zu keinem richtigen Bestandesschluß im Sinne eines gleichaltrigen Hochwaldes, wie wir ihn in unserem Gebiet zwar auch nicht häufig, aber doch in ausgeprägter Form, so insbesondere im „klassisch“ anmutenden „Wiegenwald“, zwischen der „Hinterstubach“ und der Dorfer Öd, finden. Die Zirbe ist hier mit der mehr Schatten ertragenden Fichte zusammen zu einem Vegetationsklimax, zu einer charakteristischen Wald-Schluß-Formation gelangt, die nicht nur aus einem Jahrhunderte währenden Kampf um den mageren Moor- bzw. Moränenboden, sondern ebenso heftig um Luft und Licht, also im engsten Kampfe miteinander hervorgegangen ist.

Die „Wiege“ ist ein etwa dreieckiges Hochmoränenplateau in zirka 1750 bis 1780 m Seehöhe am Zwiesel, zwischen den beiden vorgenannten Taleinschnitten, welches mehrere, zum Teil verlandete oder in Verlandung begriffene, zum Teil aber noch offene „Lacken“ (ähnlich den „Meeraugen“ in der Tatra) in ungleichen Höhenlagen trägt, deren Ränder von jenen Zirben-Fichten-Hochwäldern, umsäumt von dichten



Latschen (Legföhren), besiedelt sind (Bild 5, 6 und 7). Im offenen Sumpfwasser blühen noch z. B. der Fieberklee (*Menyanthes trifoliata*), zwischen Spagnumpolstern und im Schlamme grüßt uns unter anderen die formschöne, zartgetönte *Carex magellanica*, auf trockenen, steinigen Orten selbst noch und gar nicht selten unsere Vogelbeere (*Sorbus aucuparia*), und weiter abwärts im feuchten Fichtenwald auf bemoosten Baumleichen, oft in Scharen, die duftende *Pirola uniflora* (Einblütiges Singrün) mit seinem weißen „Regenschirm“, auf Nadelstreu die winzige Orchideenart *Listera cordata* (man muß sie förmlich durch die Lupe anschauen, um auf ihre mikroskopischen Geheimnisse zu kommen!).

Ich habe diesen wunderbar anmutenden Hochwald als Pflanzenverein im Klimaxstadium näher beschrieben, weil ich aus zahllosen Besuchen und Studien dieses weithin bekannt gewordenen biologischen Glanzstücks des „Tauern-Naturschutzparkes“ die Überzeugung gewonnen habe, daß es sich hier tatsächlich noch um einen ursprünglichen Zustand handelt. Dieser Ansicht kann sich wohl auch niemand verschließen, der diesen etwa 20 ha umfassenden Moränenwald mit den anschließenden Waldteilen vergleicht, die viel eher den Eindruck erwecken können, bereits, aber nicht zuletzt vor zirka 400 Jahren, von der Axt des Holzhauers, möglicherweise auch in Form von Kahlschlägen, erreicht worden zu sein. Diese meine Ansicht halte ich daher auch gegenüber der mit sehr viel Urkundenstudium und Sachkenntnis begründeten Behauptung J. Güdes³⁾ aufrecht und möchte sie auch in diesem Jahrbuch unseres Vereines zum Ausdruck bringen. Es erscheint mir interessant, in diesem Zusammenhang noch ein paar Punkte zu berühren:

Angenommen, der ganze Wiegenwald, einschließlich der „Wiege“, wäre vor 400 Jahren kahlgeschlagen worden, wie erklärt man sich dann die Wiederbewaldung, besonders mit Zirbe, einer derartig großen, nur von Felswänden und bis 800 m hohen, kahlen Berghängen umgrenzten, fast ebenen Schlagfläche mitsamt der heutigen Begleitflora, die sich damals, plötzlich freigestellt, wohl nicht mehr hätte regenerieren können? Woher wäre der Zirbensamen gekommen, um die heutigen, so dichten Zirben-Fichten-Bestände zu begründen? Der Zirbenhäher allein wäre wohl hiezu kaum imstande gewesen! Eine geregelte Forstwirtschaft, eine Wiederaufforstung gab es damals noch nicht. Und ein paar Zirbenüberständer hätten bei der Schwere der Nüsse (Samen) wohl nicht hingereicht, um einen „Urwald“ an derselben Stelle wie heute zu begründen.

Auch die Holzauslieferung aus diesem, von den Triftbächen immerhin ziemlich weit abgelegenen, Hochplateau mag für die damaligen Verhältnisse auf Schwierigkeiten gestoßen sein, die mit den einstigen technischen Kenntnissen nicht überwunden werden konnten (wie dies später in den niederösterreichischen Kalkalpenwäldern einem erfinderrischen Schwemmeister gelungen ist).

Die von Güde zitierten Urkundentexte sprechen es schließlich nicht eindeutig aus, daß auch jener zirka 20 ha große Waldkomplex der „Wiege“ in die Schlagfläche einbezogen worden wäre.

³⁾ J. Güde: „Vom Salzburger Naturschutzgebiet in den Hohen Tauern“ in „Österreichische Vierteljahresschrift für Forstwesen“, Wien 1937. In dieser Abhandlung wird nachzuweisen versucht, daß sämtliche Waldungen des Stubachtales schon vor rund 400 Jahren, meist durch Kahlhiebe, abgeholzt wurden, wovon auch der Wiegenwald nicht verschont geblieben sei, so daß man heute dort von einem „Urwald“ im eigentlichen Sinne nicht reden könne; dies gelte z. B. auch für den (vorhin genannten) „Märchenwald“.

In den Hohen Tauern spielen die so verschiedenen Wuchsformen der Zirbe bei der außerordentlichen Vielgestaltigkeit der Standorte eine besondere Rolle.

Die Eiform, welche mittlere Höhenlagen und Freiständler kennzeichnet (und neben der Viehverbiß- oder Kugelform die Hauptform in den Pinzgauer Kitzbüheler Alpen bildet), verliert sich im (dichteren) Bestandesschluß mit Fichte bis zur gestreckten Walzenform, kann sich aber in Zirbenreinbeständen wegen der größeren Räumigkeit (großes Lichtbedürfnis!) bis zum Kronenansatz herab lebensfrisch erhalten. Aber auch im Einzelstande läßt sich selbst bei sturmzerzausten Wetterzirben, sofern noch mehrere Äste vorhanden sind, die ursprüngliche Eiform schematisch mehr oder weniger gut rekonstruieren. Ich möchte dabei eine wenig oder noch nicht beschriebene Eigentümlichkeit kurz erwähnen: nämlich die auffallende Übereinstimmung in der (grundsätzlichen) Form der Krone und der Zapfen verschiedener Nadelholzarten: Zirbe (beide eiförmig), Fichte (walzenförmig, oben bzw. vorne zugespitzt), Tanne (walzenförmig, oben bzw. beidendig abgerundet); ähnlich bei verschiedenen Kiefernarten!

Von den durch atmosphärische Einflüsse (Stürme, Schnee) herbeigeführten Verbildungen (Deformationen), die in den Hohen Tauern mit ihren rasch wechselnden Bodenverhältnissen und Wetterlagen besonders häufig sind, sind außer den allseits bekannten und bestaunten Krüppelgestalten an ausgesetzten Orten und in hohen Lagen vor allem die Kandelaberzirben hervorzuheben. Im Grunde genommen ist eigentlich fast jede „Wetterzirbe“ eine solche; denn an ihrem Standort den Atmosphärien von Jugend auf in erhöhtem Maße preisgegeben, wird sie dies mit dem wiederholten Verlust von Wipfel oder Krone bezahlen müssen. Ihre „Romantik“ übertrifft bei älteren Exemplaren nicht selten die der Fichte oder Lärche.

Die Kandelaberform — namentlich die durch Schneebruch bewirkte — kommt auch in tieferen Lagen, an Sonnseiten und bei nassem Schnee vor, an Einzelständern und im dichten Waldschluß oder auch an Waldrändern. Mächtiger, großartiger wirkt sie vielleicht bei Laubhölzern (Esche, Bergahorn, Eiche); packend und Ehrfurcht erweckend aber im Hochgebirge, wo der zähe Lebenswille oft selbst noch am „letzten“ Ast durchbricht, während der übrige Körper schon das Zeitliche gesegnet zu haben scheint!

Unter den Altkandelaberzirben der Hohen Tauern möchte ich — soweit ich selbst solche gesehen habe — jener auf der Gastegalm im Stubachtale (oberhalb der Schneiderau) in 1650 m ü. d. M. „die Palme“ zusprechen (Bilder 1, 2, 3, 4): Fällt schon der mächtig ausholende Stammfuß mit seinen zahlreichen Längswülsten auf, welche annehmen lassen könnten, daß sich dieser Baum aus einer Ansammlung mehrerer Samen (Nahrungsbevorrätigung des Zirbenhähers) entwickelt habe (Durchmesser = 160/165 cm, Umfang = 5½ m!), so zeigen die nicht minder ungewöhnlich dicken Grundkandelaberäste (hier bereits meist abgebrochen, am Boden liegend), daß „der“ Baum schon in früher Jugend und rasch nacheinander ins mittlere Mannesalter hinein seines Wipfels, aber auch der Wipfel seiner Kandelaberäste beraubt wurde. Später scheint er sich wieder ziemlich normal entwickelt zu haben; phantastisch erscheint hernach aber seine „Krone“ aus zahllosen Seitenwipfeln, die wie ein neuer, grüner „Wald“ vom eigentlichen, bereits zopfdürren Hauptwipfel überragt werden! (Baumhöhe geschätzt zirka 22 m.)

Das Alter? Es wäre auch mit Zuhilfenahme eines schwedischen „Zuwachsbohrers“ nicht leicht zu bestimmen. Nicht einmal von den vielen „Pechnurschen“ (Kerben mit Längsrinnen) am Stammgrunde ist bekannt, aus welcher Zeit sie stammen, obwohl sie sich von der rauhen Borke noch messerscharf abheben. Sie sind einst von Holzknechten zwecks Gewinnung des an Feinheit und Duft dem Fichtenharz überlegenen Zirbenharzes ausgeschnitten worden, worüber schon eingangs einiges gesagt wurde.

Auch in nächster Nähe der Gasteger Kandelaberzirbe stehen noch einige alte, mächtige Zirben; sie stocken auf grobfeligem, dazwischen aber ziemlich nassem bis feuchtem Almboden mit Pferdeweide. Ein von mir hier unternommener Versuch, den im Lande Salzburg seit unbekannter Zeit völlig ausgerotteten Gelben Enzian (*Gentiana lutea* L.) in größerem Ausmaß wieder zu Ehren zu bringen (durch Saat), ist, trotz anfänglicher bester Erfolge, durch den erwähnten Weidegang leider vereitelt worden!

Eine formschöne Kandelaberzirbe fand ich auch (Anno 1922) am Ausgang des Gerlostales (großer, fast reiner Altzirbenbestand auf wenig steiler Blockhalde): Hier hat ein fast schon vom Erdboden abzweigender Riesenkandelaberast sich voll- und selbständig zu einem neuen Stamm mit grünen, normalen Ästen ausgebildet, während der kerzengerade aufstrebende Hauptstamm schon von seiner Mitte an abgestorben ist. Unterhalb dieser Stelle hatten dann drei stärkere Äste sich um die Wipfelführung beworben und ebenfalls zu „Kandelabern“ entwickelt. Bild 8 gibt eine aus 5 ziemlich gleichwertigen, aus einem 1,3 m starken Grundstamm aufstrebenden, Stämmen bestehende „Hauszirbe“ wieder, deren Äste mit den 5 Einzelkronen sich zu einem förmlichen „Wald“ zusammenfügen. Fast scheint es, als wären sie aus einem ursprünglichen Junghorst hervorgegangen und dann zu einem „Kumulativ“-Stamm zusammengewachsen.

Dieser Baum steht heute noch, nach Ansicht des Eigentümers bereits 300 bis 400 Jahre alt, in 750 m ü. d. M. in einem Hofe des in Touristenkreisen seit alter Zeit bekannten Alpengasthofes „Lukashansl“ in Bruck a. d. Glocknerstraße. Seine Höhe beträgt gegen 20 m; seine Sekundärstämme sind 40 bis 50 cm stark. Dank seinem windgeschützten Standort und der steten Schonung seitens der früheren Besitzergenerationen konnte er sich, trotz der Beengtheit seiner Umgebung, fast ohne Ast- oder Wipfelschäden lebfrisch erhalten.

Diese Prachtzirbe besaß übrigens an der Talsohle der Salzach ein herrliches Gegenstück in der sog. „Virgil“- oder „Lirk“-Zirbe vor einer Gerberei in Velben (Klausen) bei Mittersill, 790 m ü. d. M., die leider einem Brande zum Opfer wurde, deren Schönheit aber zu ihren Lebzeiten einen einheimischen Dichter gefunden hatte; eine kleine, am Baum angebrachte Tafel trug nur die Unterschrift „Virgil“. Sein Gedicht lautete:

„Du schöner Baum! Ein Pilger weilst du hier,
Der staunend fremd an diesem Orte steht
Und dankend hebt die Arme zum Gebet.
Aus deinen Zweigen tönt Gesang hernieder,
Es lobet Gott der muntren Vögel Heer;
Und nur der Mensch huscht kalt und stumpf vorüber,
Erweist dem Schöpfer wenig Ehr!“

Eine „Zaun“-Zirbe von schönem, normalem Wuchs, in ungebrochener Lebenskraft, mit ein paar ebenso üppig erwachsenen Bergahornen, steht in zirka 1100 m am Zaune eines aufgelassenen Bauernhofes am Südosthang der Schmittenhöhe bei Zell am See (Bruckberg); diese Gruppe beherrscht majestätisch weithin Salzachtal und Tauern.

Im Oberpinzgau dürften sich noch manche andere solcher Hauszirben finden lassen; vom Pongau und den übrigen Salzburger Gauen sind mir keine bekannt, sie scheinen daher der Hausbaum (wohl meist angepflanzt) des Oberpinzgaus zu sein. Ein Gegenstück zu ihnen sehe ich in den „Haus-Wacholder-Schradel- (= Stecheiche) und Eiben-Bäumen“ der Salzburger Voralpen (im Flachgau bis Gaisberg-Gegend), die dort-hin sehr wahrscheinlich von den einst eingewanderten „Schwaben“ als heimatliche Sitte und Erinnerung mitgebracht worden sind.

Nachtrag:

Der Vollständigkeit halber folgen noch einige Zirbenareale (zu Seite 1 und 2), die in die Karte nicht mehr eingetragen werden konnten: **Niedere Tauern**: Benzeck, vereinzelt (Flachau); **Kalkalpen**: **Tennengebirge**: Ausläufer des Schobers und Traunsteins (ca. 20 Stück) im oberen Lammertal; **Dachstein**: südlich des Torsteins längs des Linzerwegs (spärlich), südlich des Hallstättersees (größere Gruppen zwischen Waldbach und Schönbergalm); **Hohe Tauern**: das Zirbenareal im unteren Gerlostal reicht bis zum Plattenkogel, 2040 m.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen und -Tiere](#)

Jahr/Year: 1957

Band/Volume: [22_1957](#)

Autor(en)/Author(s): Podhorsky Jaro

Artikel/Article: [Die Zirbe in den Salzburger Hohen Tauern 72-81](#)